

37915

Ein Tag in Tunis.

Von Dr. Emil Bock.

Nach einem Vortrag in der Sektion Krain des
Deutschen und Österreichischen Alpenvereines.



Laibach 1907.

Buchdruckerei von Kleinmayr & Bamberg. — Im Selbstverlage.

N=030027948

Ein Tag in Tunis.

Von Dr. Emil Bod.*

Wenn man für eine verhältnismäßig so lange Reise-
strecke wie Laibach-Tunis nur kurze Zeit zur
Verfügung hat, so muß man nicht nur an den kür-
zesten Verbindungsweg, sondern auch an ein Ver-
kehrsmittel denken, das eine gewisse Bequemlichkeit
gewährleistet, so daß man, nicht gleich vom ersten
Anlauf ermüdet, für die folgenden Genüsse genügend
aufnahmefähig ist. Ich wählte daher den Gildampfer,
der allwöchentlich am Donnerstag mittags von Triest
nach Alexandrien fährt und am Freitag mittags in
Brindisi hält, wo ein großer Teil der mitteleuro-
päischen Post für ihn bereit gehalten wird. Wir konn-
ten mit dieser Wahl sehr zufrieden sein, denn unser
Schiff, die „Semiramis“, war durch Größe und
innere Einrichtung von vorneherein vertrauen-
erweckend.

Die herrliche Bucht von Triest war von vollem
Sonnenschein beleuchtet und ein kräftiger Nordost-
blies vom Karste herunter; er war aber so liebens-
würdig, die Ruhe des Meeres nicht zu stören. Die
letzte Stunde vor unserer Abreise verging uns rasch

* Nach einem Vortrage in der Sektion Krain des Deutschen
und Österreichischen Alpenvereins.

in der Betrachtung des fieberhaften Lebens, das sich am Hafendamm und am Schiffe abspielte. Ein Wagen nach dem anderen kam herangerollt. Eine ununterbrochene, sich immer wieder erneuernde Kette von Menschen bildete die Verbindung zwischen Schiff und Land. Der Dampftrahn hob große Kisten und Ballen auf das Verdeck, von wo aus sie in dem schwarzen Leibe des Schiffes verschwanden. Zum Schlusse raffelten noch mehrere Postwagen heran, der letzte von ihnen enthielt die Wertsendungen, die mit besonderer Sorgfalt dem Schiffe übergeben wurden. Das Nebelhorn hatte bereits dreimal sein ohrenbetäubendes Getöse ertönen lassen, als noch eine Schar Reisender auf das Schiff stürzte. Sie blieben mir dadurch besonders im Gedächtnis, daß sie ihre Sitzgelegenheiten mitbrachten, aber eine recht unbequeme, nämlich für jeden einen schmalen Sessel mit hoher Lehne. Als der Kapitän den Befehl zur Abreise gab, setzte der Dampftrahn den schweren Landungssteg auf den Hafendamm, unter lautem Geräusch wurde die Ankerkette aufgerollt, und ein kleiner Schleppdampfer brachte die „Semiramis“ aus dem inneren Hafen ins offene Fahrwasser.

Die klare Luft des Herbstnachmittages gestattete uns, die Westküste Istriens deutlich zu sehen. Mit freiem Auge konnte man in Parenzo und Rovigno nicht nur die Kirchen mit ihren bekannten Türmen, sondern auch die Häusergruppen unterscheiden. Die leichte Bewegung des Meeres war das einzige Zeichen des Lebens in dieser Unendlichkeit, denn man sah kein einziges Schiff, nur weit in der Ferne bewegte sich langsam eine schwarze Masse, die uns von herufener Seite als ein Torpedozerstörer der italienischen Flotte bezeichnet wurde.

Als die Dämmerung des herannahenden Abends hereingebrochen war, erhob sich ein so starker Wind,

daß wir selbst in geschützter Nische des Verdeckes nicht mehr ruhig sitzen konnten und im Besezimmer Schutz suchen mußten. Der helle Klang der Glocke des Oberkellners rief uns zur Hauptmahlzeit, die uns sehr erwünscht kam, denn die scharfe Seeluft hatte uns Hunger gemacht, den wir an der überreich besetzten Tafel gründlich stillten. Im großen Speisesaale hatten nahe an 100 Reisende der ersten Klasse Platz genommen, alle Stände und alle Altersstufen waren vertreten, alle Weltsprachen konnte man hören. Engländer auf der Reise nach Ostindien bildeten mit ihren Damen eine Tafelrunde für sich; Franzosen und Niederländer unterhielten sich in ihren beiden Sprachen abwechselnd; einem Sudan-Prinzen mit seinem Gefolge schlossen sich zwei äußerst lebhaftes Japanesen an; unser bedeutendster Reisegefährte aber war mein Nachbar zur Linken, der den Ehrenplatz zur Rechten des Kapitäns hatte, der Marschall Mouktar Pascha Ghazi, der siegreiche Feldherr in manchen Schlachten der Türkei, jetzt Vertrauensmann der Pforte in Aegypten.

Nach einer in der gemütlichen Kabine trefflich verschlafenen Nacht war uns am anderen Morgen ein etwas hoher Seegang nicht ganz angenehm. Pünktlich um 1 Uhr nachmittags landeten wir in Brindisi und verließen das Schiff, auf welchem für die Reisenden mit der größten Aufmerksamkeit gesorgt worden war, so daß man einem solchen Aufenthalt nur die angenehmste Erinnerung bewahren kann.

Der Hafen von Brindisi ist so tief, daß auch große Schiffe unmittelbar am Hafendamm anlegen können, daher einem das lästige Fahren mit einer Barke erspart bleibt. Bei prachtvollem Wetter betraten wir den Boden Italiens. Im Hafen wimmelte es von Menschen, welche den aussteigenden Reisenden

ihre Dienste, Früchte und andere Dinge anboten. Eine ganze Reihe der bekannten grünen italienischen Postwagen war aufgefahen. Am auffallendsten war die ungeheure Menge von Weinfässern, die überall aufgestapelt lagen und uns daran erinnerten, daß Brindisi der Hauptort für die Ausfuhr italienischer Weine ist.

Brindisi ist reich an geschichtlichen Erinnerungen, hier endete die Via Appia, auf welcher Horaz als Begleiter des Maecenas von Rom nach Unteritalien reiste; hier starb Vergil auf seiner Heimreise von Griechenland und im unscheinbaren Dome von Brindisi wurde Friedrich II., der leuchtende Hohenstaufe, im Jahre 1225 mit Jolante von Jerusalem getraut. An seine Zeit erinnert noch eine mauerumgürtete und turmbewehrte Burg, die heute ein Gefängnis für Galeeren-Sträflinge ist. Auf der Fahrt durch die Stadt wird der Blick des Reisenden durch manches absonderlich gebaute oder verzierte Haus gefesselt. Das ist aber auch das einzige Bemerkenswerte, denn im ganzen sieht man in Brindisi nur Verwahrlosung und wohl auch Armut der Bewohner, eine unteritalische Stadt, die nur Schattenseiten zu besitzen scheint, neben denen nur die Landschaft allein als Lichtseite den Fremden umfassen hält.

Wir fuhren noch am selben Nachmittag mit einem Bummelzuge, dem einzigen, der uns noch zur Verfügung stand, nach Tarent. Der Schienenstrang verläuft hier in weiter Ebene, die mit niedrigen Neben dicht bepflanzt ist; an ihnen hingen die großen Trauben so üppig, daß man die Weinblätter fast gar nicht zu sehen bekam. Dies bestätigte uns, was wir in Brindisi gehört hatten: daß 1906 ein besonders fruchtbares Weinjahr gewesen sei, so daß Tausende und Tausende von Arbeitern nicht imstande gewesen waren, die Rebe zu bewältigen.

In vorgerückter Abendstunde in Tarent angekommen, fanden wir die Fahrt vom Bahnhofe nach dem weit entlegenen Gasthause durch die mannigfaltige Beleuchtung der zahlreichen Schiffe, die in dem schon den Kreuzfahrern bekannten Hafen vor Anker lagen, sehr kurzweilig. Als wir am anderen Tag schon sehr zeitig von Tarent abreisten, machte uns die Düne mit ihren wellenförmigen, niedrigen und hohen Sandhügeln im fahlen Lichte des Morgens einen trostlosen Eindruck, der in lebhaftem Widerspruche mit der Erinnerung an die fruchtbare Küste Unteritaliens stand. Überall nur niederes Gestrüpp und Gesträuch, dazwischen Tümpel von Seewasser, nur hier und da ein Baum — meist Nadelhölzer — aber nicht aufrechtstehend, sondern durch die Wucht des Südwindes gebeugt weisen sie alle nach Norden.

Die aufgehende Sonne verwandelte das Meer in flüssiges Gold, als wir in Metaponto, dem Sterborte des Pythagoras, ankamen. Hier stiegen wir in den Gilzug, der uns nach Nordwest, in das Innere des Landes bringen sollte. Die Landschaft wird nur immer anmutiger und abwechslungsreicher, was wohl darin seinen Grund hat, daß zahlreiche Flüsse und Bäche den Boden beleben, ein in Unteritalien ungewohnter Anblick, wo der Reisende nur nach mehrtäglichem Regen oder heftigen Gewittergüssen die Wasserläufe halbwegs gefüllt findet. Dementsprechend gedeihen in dieser Gegend Baumwolle und kostbarer Safran. Niedrige, mit immergrünen Eichenwäldern bedeckte kuppenförmige Hügel liegen vor hohen Bergen, durch welche wir in unzähligen Tunnels und gedeckten Bogengängen fuhren. Wir durchqueren noch die von schäumenden Wassern durchtoste Platano-Schlucht und erreichen nun wieder offenes Gelände, an dessen nordwestlichem Hange das Städtchen Eboli — das alte Eburum — anmutig liegt. Wälder von

Eichen und Oliven sind die Begleiter bis nach Battipaglia, einem bedeutenden Eisenbahn-Knotenpunkt. Hier verlassen wir den Zug, weil wir den Tempeln von Paestum einen Besuch abstatten wollen. Die Fahrt geht nun geradeaus nach Süden durch eine nur von Büffeln belebte Niederung, welche ihrer verderblichen Sumpffieber wegen mit Recht berüchtigt ist. Es ist eine wahre Freude zu sehen, in welchem Umfange und mit welchem Erfolge die Waffen gegen die Malaria geschwungen werden: überall Haine von hochstämmigem Eucalyptus, überall regelmäßig angelegte Wassergräben; für die Bahnbediensteten — die einzigen Bewohner dieser Gegend — ist in verschiedenster Weise gesorgt, daß die mit den Plasmodien des Sumpffiebers gefüllten Mücken mit ihren Stacheln die Haut des Menschen nicht erreichen können, u. zw. eine besondere Kleidung, an der der Strohhut mit dem am Rock befestigten Schleier und die hohen Stulp-Handschuhe besonders zu bemerken sind. In den Fenstern und Türen vermissen wir überall Glascheiben; sie sind durch engmaschige Drahtgitter ersetzt.

Knapp vor der Haltestelle Pesto sieht man für einen Augenblick alle drei Tempel. Von dem mit einer bescheidenen Gastwirtschaft versehenen Eisenbahnhäuschen kommt man nach wenig Schritten zum Sirenen-Tor, so genannt, weil es im Altertum mit dem Bildniß einer märchenhaften Meeresbewohnerin geziert war. Wir betreten nun das Gebiet der alten Stadt, das von einer größtenteils wohlerhaltenen Mauer eingeschlossen ist. Auf guter Straße längs eines für italienische Verhältnisse auffallend gut und reinlich aussehenden Landbesitzes kommen wir zu dem Haupttempel von Paestum, der dem Neptun, dem Schutzgotte der alten Griechen-Ansiedlung, gewidmet war. Sie hieß ursprünglich Poseidonia, was dann

später erst in Paestum umgewandelt wurde. Der Tempel gehört zu den besterhaltenen von den Alten auf uns überkommenen Bauwerken und stammt aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Er ist aus braunem Tuffstein erbaut, die glatte Oberfläche seiner Säulen ist dem Ansturme des Windes und der nagenden Einwirkung der Meeresluft zum Opfer gefallen; die versteinerten Muscheln und Gräser liegen so an der rauhen Oberfläche frei zutage. Dieser Tempel besitzt in baulicher Beziehung eine hervorragende Bedeutung, weil auf die hohen Säulen seines Innern noch kleine Säulen als ein Stockwerk aufgesetzt sind. Bei diesem großen, ich möchte sagen mächtigen Bauwerk, zeigt sich so recht der unerreichte Sinn der Griechen für Schönheit der Form und für richtiges Verhältniß der Teile untereinander, auch in den größten Massen. Auch von anderen Völkern des Altertums sind uns Bauwerke solcher Art überkommen, auch Indier, Assyrer, Ägypter haben ihrem Kraftbewußtsein und ihrem tiefen Gefühle durch Tempel- und dergleichen Bauten Ausdruck gegeben. Es sind die größten Massen, die Menschenhände je in Bewegung gesetzt haben, sie wirken aber auch nur durch diese. Die Griechen allein haben es verstanden, die Massen und Linien so zu wählen, daß auch die mächtigsten Bauten niemals der Anmut entbehren, denn niemals unterliegt die Schönheit dem Drucke der Masse. Wenige Schritte zur Linken befindet sich der zweite Tempel, welcher Basilika genannt wird. Wieso die unrichtige Anwendung dieses Namens hier entstanden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Zweifellos war es ein einer Doppel-Gotttheit geweihtes Haus, denn seine Cella ist durch eine Mauer in zwei Abteilungen geteilt. Neben dem tadellosen Neptun-Tempel macht die Basilika keinen so formvollendeten Eindruck. Es ist daher anzunehmen, daß sie noch älter ist als jener,

denn es ist wohl kaum denkbar, daß man neben fehlerloses Bauwerk ein minder hochwertiges gesetzt hätte. Wir gehen noch zum Tempel der Ceres, der durch seinen hochragenden Giebel auffällt. Und nun heißt es, zur Eisenbahn eilen, wollen wir noch den Tageszug erreichen und nicht erst den des Abends, der uns in vorgerückter Stunde durch die verrufenen Sumpfniederungen getragen hätte. Auf dem Rückwege gibt es noch manchen günstigen Punkt, auf dem wir noch einmal den prächtigen, unvergeßlich schönen Gesamteindruck der Tempel genießen können. Wir erfreuen uns an den zahlreichen Blumen, meist Thymian und Wohlverleih, die, beinahe zu stark riechend, zwischen den mit hellweißen kleinen Schneckenhäuschen bedeckten vertrockneten Gräsern sprießen. Wir bewundern die ebenso anmutige als kräftige Form des Alkanthus, welcher dem Kalymachos Vorbild für sein korinthisches Kapitäl gewesen ist. Zur Linken vom Thor der Sirene ist die von Brombeerstauden überwucherte Stadtmauer teilweise eingestürzt; die stufenförmig übereinander gelagerten Quadern, auf denen große grüne Eidechsen geschäftig hin und her schießen, machen es leicht, die obere Mauerlinie zu erklimmen, von wo man trunkenen Auges die klassische Landschaft übersehen kann.

Von hellem Sonnenschein begleitet, fahren wir um die Bucht von Salerno und sehen die sanft geschwungenen Linien der Berge von Amalfi und Ravello. Die untergehende Sonne beleuchtet uns schon die Umgebung von Neapel, deren ewige Schönheit sie den stolzen Formen ihrer Höhen und der reichen Bepflanzung ihrer Niederung verdankt. Wahrhaft ein Garten seliger Götter! — Das allbekannte Bild von Pompeji, mit dem Vesuv im Hintergrunde, hat sich ganz geändert, denn sein letzter Ausbruch hat ihn seinen früheren schönen Kopf gekostet und hinter ihm

macht sich die steile Wand des Monte Somma um so mehr bemerkbar.

Den folgenden Tag verwendeten wir fast ausschließlich für die Betrachtung der einzig dastehenden Schätze des Museo Nazionale in Neapel, die durch neue Aufstellung und Anordnung wesentlich gewonnen haben. Am Nachmittag machten wir eine Spazierfahrt nach Puzzuoli und erfreuten uns an der kindlich harmlosen Fröhlichkeit der Landbevölkerung, welche alle Gasthäuser dicht besetzt hielt, um sich bei mäßigem Genuß von Wein zu unterhalten. Der Abend fand uns schon auf dem Schiffe, welches nach Palermo fährt. Diesmal war es eine hohe, gekrönte Dame der neuesten Zeit, welche uns gastliches Obdach bot: die „Regina Margherita“, ein sehr großer Postdampfer, mit dessen Fahrleistung, innerer Einrichtung und Abendtafel man sehr zufrieden sein konnte. Der Liebenswürdigkeit eines jungen Schiffsoffiziers, der uns ansprach und sich nach unseren Reiseplänen erkundigte, verdankten wir die Aufstellung einer bequemen Bank auf der ganz freien Fläche des Vorderdeckes, wo wir in vollen Zügen die Herrlichkeit eines klaren Mondabendes genießen konnten. Die letzte Erinnerung dieses Abends ist noch der Anblick von Capri, welches mit seinen scharfen Umrissen als eine dunkle Masse aus dem Meere aufstieg, da mittlerweile eine fast undurchdringliche Wolkenwand den Mond verhüllte. In dieser tiefen Dunkelheit war es uns vergönnt, die feurige Beleuchtung des Vesuv zu sehen, aus dessen Krater stoßweise grellrote Blitze Rauch und Nebel beleuchteten.

Am anderen Morgen war ich schon um 5 Uhr auf dem Verdeck. Der Himmel war leicht bewölkt, man sah aber schon Sizilien als eine grau-blaue Masse aus der Ferne. Überall zahlreiche kleine Inseln, über dem Ätna ein großes bleigraues Wolken-

nach wie bei schwerem Gewitter. Das Häusermeer von Palermo ließ nach und nach Türme und Kuppeln erkennen, und wir landeten in der Hauptstadt Siziliens, welche in der mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit begnadeten Concha d'oro wie eine kostbare Perle in farbenprächtiger Muschel liegt. Die herrliche Stadt bietet als solche und mit ihren großartigen Kunstschätzen sowie Bautwerken denkbar größten Genuß, der sich in ihrer engeren und weiteren Umgebung zu hoheitsvoller Größe steigert. So insbesondere bei dem Ausfluge zum Tempel von Segesta. Nach einer entzückenden Eisenbahnreise und einer geradezu aufregenden Wagenfahrt auf kühner Bergesstraße steigt man über eine steile Schutthalde bis zu jener hochgelegenen Bergesmulde, wo die Griechen ihre Stadt Egesta erbaut hatten. Als einziger Überrest aus großer Vergangenheit steht hier in tiefer Einsamkeit der unvollendet gebliebene Tempel, umgeben von himmelanstrebenden Felswänden, aus deren Spalten die Fächerpalme ihre starren Blätter schießt, umgeben von dem leuchtenden Rot lieblich duftender Alpenveilchen.

Am 2. Oktober um 1 Uhr fuhren wir von Palermo nach Tunis. Die Zeit vor der Abreise belästigten uns Straßenfänger, welche zu dem nerventötenden Geflimper eines Straßenklavieres krächzten und schrien. Unser Schiff „Elettrico“ machte seinem Namen alle Ehre, denn schlank gebaut, mit zwei Maschinen und zwei Schrauben ausgerüstet, sauste es über die Oberfläche des Meeres, so daß man weder seine Bewegung noch die der Wellen zu spüren bekam. Es war ein Herbstnachmittag von seltener Schönheit; die Nordküste von Sizilien geizte nicht, uns in vollem Sonnenschein all ihre Pracht zu zeigen. Die Luft war so klar, daß man mit unbewaffnetem Auge auf dem Monte Pellegrino das vom Blitz enthauptete Stand-

bild der hl. Rosalia, der Schützerin von Palermo, wahrnehmen konnte. Eine fast ununterbrochene Reihe von Ortshäusern liegt hart am Meeresrande, alle in malerischer Umgebung; als Hintergrund mäßig hohe, scharfslinige, zackige Berge mit den den Erhebungen vulkanischen Ursprungs eigenen Formen. Schon um 4 Uhr nachmittags kamen wir nach Trapani, also überraschend schnell. Wären wir abergläubisch gewesen, so hätten wir unsere Reise von ungünstigem Gesichte beschieden erachtet, denn hier wurde mit vielem Gepränge eine Leiche, die mit uns von Palermo gefahren war, ans Land gebracht; ein Schauspiel, welches ein dichtes Gewimmel von Menschen heranlockte. Wir benützten den mehrstündigen Aufenthalt, um die Stadt zu besichtigen. Von diesem Bummel in den auffallend stillen Straßen ist nichts besonders erwähnenswert. Trapani liegt auf sichel-förmiger Halbinsel — daher der Name, von Drepanon, die Sichel. Salinen und eine große Windmühle begrenzen das südliche, eine alte, weit hinaus ins Meer ragende Befestigung aus der Bourbonen-Zeit das nördliche Ende des Hafens; den Hintergrund bildet der mäßig hohe, kuppenförmige Monte Giuliano, der Mons Erx der Alten, berühmt gewesen durch seinen Venus-Tempel und die schönsten Frauen Siziliens.

Als wir aus dem Hafen fuhren, war es trotz vorgerückter Stunde noch so weit hell, daß man die zahlreichen Inseln, welche der Nordwestecke Siziliens vorgelagert sind, sehen konnte. Die plötzlich eingebrochene Dunkelheit wurde ebenso schnell von dem strahlenden Lichte des Vollmondes durchdrungen. Die nun folgenden Stunden gehören zu den großartigsten und eindrucksvollsten meines Lebens, und wenn ich auch zugeben muß, daß Stimmung und außerordentliches Reiseziel eine begeisterte Aufnahme jeden Er-

eignisses sichern, so muß ich doch den bezaubernden Farben des südlichen Himmels und des südlichen Meeres besondere Wirkung zuschreiben. Ein gütiges Geschick hat mir auf manchen Wanderungen und Reisen viel des Schönen und Erhabenen vergönnt. Ich bin, vom Lichte des Vollmondes geleitet, zwischen den Niesen des Triglav gestiegen; eine stille Vollmondnacht hat mein Freilager in einem Hochtale der Karpathen behütet; der Vollmond hat einmal meinen Weg taghell gemacht, als ich vom Vesuv herunterritt; die roten Felsen von Helgoland haben im Silberlichte des Mondes geschimmert, als mich ein kleines Segelboot um die Insel fuhr; und die volle Scheibe des treuen Erdbegleiters durchbrach sieghaft die Gewitterwolken, als ich auf sturmgepeitschtem Meer von Dänemarks Küste nach Kiel reiste: aber alle verschwanden hinter der märchenhaften Pracht und der zauberischen Schönheit dieser Stunden auf dem „Elettrico“. Die Luft war tadellos klar; am tief dunkelblauen Himmel flimmerten und funkelten die Sterne, das Meer lag regungslos als unendliche Fläche vor uns und das schäumende Kiellwasser bildete im Lichte des Vollmondes einen langen silberglitzernden Streifen. Die Stille der Nacht wurde nur durch das eintönige Geräusch der Maschinen und durch das Brausen der Wellen am Bug des Schiffes unterbrochen. Es war auffallend kühl und wir mußten uns ebenso in unsere Mäntel hüllen, wie der wachhabende Matrose, der sich mit seiner Kapuze im vollen Mondlicht geradezu gespensterhaft vom dunkelblauen Himmel abhob, während er seine regelmäßigen Schritte auf der Wachtbrücke auf und ab zurücklegte. Als er mit der Schiffsglocke das Zeichen gab, daß es 11 Uhr sei, ging ich in meine Kabine, wo ich prächtig traumlos Afrika entgegensah; meine Reisebegleiterinnen, Frau und Tochter, zogen es auch diesmal

vor, die Nacht auf dem Verdecke zuzubringen, und als ich am anderen Morgen um 5 Uhr wieder sichtbar wurde, konnten sie mir die unbeschreibliche Pracht der Nachtfahrt nicht genug preisen. Luft und Wasser schienen unverändert, nur die Farben waren etwas matter geworden, und man merkte deutlich, daß der werdende Tag die sterbende Nacht mit kraftvoller Hand verdränge. Im Grau des Morgens befanden wir uns vor La Goulette, Goletta, dem Hafenvororte von Tunis. Auf der Marina brannten noch die Straßenlaternen, welche, aus der Ferne gesehen, eine aus leuchtenden Punkten zusammengesetzte feurige Linie bildeten. Von hier aus kommt man auf den See von Tunis, genannt El Bahira; in ihm begrenzen zwei aus roh übereinander geworfenen Steinen gefügte Mauern eine Wasserstraße. Vor uns tanzte eine mit zahlreichen Arabern dicht besetzte Segelbarke. Über die niedrigen Wellen des Meeres flogen freischwimmende Möven und Sumpfvögel. Die Fahrgeschwindigkeit unseres Schiffes wurde zusehends geringer; immer deutlicher hoben sich zur Linken und geradeaus hinter den Häusern von Tunis niedrige Berge, und plötzlich befanden wir uns in einem dichten Gewimmel von Ruderbarken und Segelbooten, aus denen Araber und Neger mit affenartiger Geschwindigkeit auf das Verdeck des Schiffes kletterten, um den Reisenden als Lastträger zu dienen. Obwohl dieser erste Gruß des Morgenlandes, dargebracht durch seine malerischen Söhne, eine Menge lebendigen Reizes enthielt, so wurde das viele Schreien und Treiben doch etwas ungemüthlich und es war mir sehr angenehm, daß sich ein ortskundiger Herr in liebenswürdiger Weise uns zur Verfügung stellte. Er war ein Gasthofbesitzer in Tunis, der den Sommer in seiner Heimat, der deutschen Schweiz, zugebracht hatte und nun zur Reisezeit wieder zurück-

kehrte, um sein mir schon in Palermo bestempfohlenes Haus zu führen. Vor Verlassen des Schiffes bekommt jeder Reisende vom Oberkellner ein achteckiges blaues Kartenblatt, auf welchem bestätigt wird, daß man gesund sei; dann noch eine kurze Besichtigung unseres Gepäcks durch französische Zollwächter und wir betreten Afrika auf dem lebensvollen Hafendamm von Tunis. Der Wagen unseres Wirtes wartete auf diesen; er überließ ihn uns, und als wir einstiegen, grüßte uns ein mit Burnus und Fez bekleideter alter Araber vom Kutschbock mit leichter Handbewegung. Unter vielem Geschimpfe und Geschrei der Kutscher und Lastträger löste sich der Anäuel von ineinander gefahrenen Wagen. Wir waren so glücklich, uns an der Spitze der den Hafen verlassenden Gefährte zu befinden, und fuhren über die nichts Auffallendes bietende Hafenstraße in das europäische Viertel, dessen zwei Hauptstraßen gut gepflastert, breit, mit Bäumen bepflanzt und von hohen, neuen Häusern begrenzt sind. Gegen die schlechten Mietwagen Siziliens stechen die zahlreichen zweispännigen Fiaker durch ihre Nettigkeit vorteilhaft ab. Die elektrische Straßenbahn vermittelt auch schon in früher Morgenstunde lebhaften Verkehr nach europäischer Art. Allein auch schon hier sieht man ein malerisches Beispiel morgenländischen Verkehrs: eine Herde von Dromedaren, mit Lebensmitteln und Holzkohle beladen, kreuzt unseren Weg, von der Umgebung der Stadt in diese des Morgens hereingetrieben.

Unser Hotel St. George liegt an der Nordgrenze der Stadt in einem großen Garten und macht einen einladenden Eindruck. Als wir nach dem Frühstück vor dem Haus auf den Wagen warteten, genossen wir den prächtigen Anblick von einigen Chasseurs d'Afrique, welche mit fliegendem weißen Mantel und langer Flinte auf dem Rücken auf edlen Pferden

in kurzem Galopp vorüberjprengten. Als nun der Wagen unseres Gasthofes vorfuhr, saß auf seinem Boche nicht mehr der alte Araber, sondern ein junger, europäisch gekleideter Mann, der uns in der gemüthlich breiten Mundart des deutschen Südens begrüßte; er war ein Elsässer von der badischen Grenze und schon seit mehreren Jahren in Tunis bedienstet, so daß er, des Arabischen gut mächtig, auf der Straße die Leute des öfteren in ihrer Muttersprache anrief, was für unser Gehör ein eigentümlicher Eindruck war, da das Arabische nicht im geringsten an irgend eine uns bekannte Sprache anklingt.

Wir fuhren nun wieder dem europäischen Viertel zu. Auf der Place de la Résidence sahen wir den Palast des französischen Gouverneurs; Tunis steht seit 1881 unter französischer Oberherrschaft, wie ich meine, nur zu seinem Vorteile, besonders für den Fremden, da alle Straßentafeln und öffentlichen Aufschriften die französische Bezeichnung aufweisen. Aus dem europäischen Viertel führt eine breite, volkreiche Straße, die Rue de la Kasba, in die tunesische Altstadt. Diese hat sich alle morgenländischen Eigenheiten so treu und unverändert bewahrt, daß wir uns plötzlich in eine gänzlich fremde Welt versetzt sahen, welche uns geradezu märchenhaft anmutete. Die Gassen sind meist schmal und weisen nur selten eine platzartige Erweiterung auf; sie sind gut gepflastert, auch ziemlich rein gehalten, zu beiden Seiten befinden sich niedrige, kleine, hellweiß getünchte Häuser, nur selten ein erstes Stockwerk, dann aber fast immer der Straße zugekehrte kleine Fenster, die durch ihre zierliche Holzvergitterung verraten, daß sie den Frauen gemächern angehören. Die Dächer sind alle flach; auf ihnen erfreuen sich die Eingeborenen der kühlen Abendluft. Tore und Türen sind weit offen, so daß man, ins Innere der Häuser sehend, auch das Leben

der Morgenländer beobachten kann. Überall kleine Verkaufsläden von Lebensmitteln und dergleichen, auch Handwerksstätten, sehr viele Barbierstuben und ein Kaffeehaus neben dem anderen. Knaben und halberwachsene junge Männer füllen an zahlreichen Wasserausläufen aus Ziegenfell genähte Behälter, welche sie dann rucksackartig weiter tragen, mit dem klaren Bergwasser von Tunis. In allen Straßen und Gassen herrscht dichtes Gedränge von Arabern, Mauren, Berbern und Negern. Die meisten sind in weiße Kleider gehüllt, die Araber besonders durch ihre anmutigen und schwebenden Schritte ausgezeichnet. Auch die Frauen sind weiß gekleidet, nicht wenige unter ihnen in schwere Seide; die unverheirateten tragen ihre Gesichter mit einem undurchdringlichen schwarzen Schleier bedeckt, welcher weit herunterreicht, die verheirateten ein grobmaschiges schwarzes Gewebe mit großem, wagrechtem Schlitze, aus dem man sprechende schwarze Augen funkeln sieht. In dem durch die helleuchtende Sonne doppelt gleißenden Weiß der Gewänder ist die Vielfarbigkeit der Kopfbedeckung der Männer — Turban oder Fez — geradezu ein Ruhepunkt. An den Straßenrändern sitzen alte und junge Frauen und verkaufen Früchte und andere Lebensmittel. Der Wagenverkehr ist sehr gering; auch Reiter oder Esel sieht man nur wenig. In einer Straße fällt uns die große Zahl europäisch gekleideter Männer auf. Der Kutscher sagt uns, daß wir uns nun im Judenviertel von Tunis befinden. Die Jüdinnen sind auch weiß gekleidet, aber nicht verschleiert; die jungen Fräulein scheinen schon vielfach europäische Kleidung zu bevorzugen. Die bezeichnende Kopfbedeckung der tunesischen Jüdin, eine zuckerhutförmige, etwas nach rückwärts aufgesetzte Haube, die der der niederdeutschen Frau des Mittelalters gleicht, sahen wir nur bei einer alten Frau.

Auffallend ist es, daß die Juden von Tunis keineswegs die uns bekannten jüdischen Gesichtszüge tragen. Unter den jungen Mädchen sieht man manche Schönheit; ebenso bemerkenswert scheint es mir zu sein, daß im tunesischen Ghetto, auf Arabisch Gara genannt, keine Trödeläden zu sehen sind, sondern außer wenigen Handlungen für Lebensmittel nur Handwerksstätten, meist Tischler und Schlosser.

Nach Durchquerung des Judenviertels kamen wir nun in die nördliche arabische Stadt von Tunis und sahen hier zuerst die größte Moschee der Stadt, Sidi Mahrez. Sie stammt aus dem 17. Jahrhundert und ist mit ihren fünf Kuppeln besonders hervortretend. Den Mittelpunkt der nördlichen Stadt bildet die Place Galfouine. Sie ist von fast lauter Kaffeehäusern eingefäumt. Hier sitzen die Eingeborenen auf notdürftig gepolsterten Bänken mit übergeschlagenen Beinen und rauchen und schlürfen Kaffee. Aber nirgends sieht man jemanden arbeiten. Das Leben fordert eben in Tunis nur den geringen Aufwand von wenigen Sous; mit diesen kann sich der Eingeborene leicht den Hunger stillen; mehr will er nicht, und sie verdient er leicht als Lastträger im Hafen oder Handlanger in der Stadt. Die übrige Zeit des Tages verbringt er im Kaffeehaus; gegen Abend lauscht er an den Mauern der Stadt den Worten eines Märchenerzählers oder ergötzt sich an den Gliederverrenkungen üppiger Tänzerinnen. Hart bei der Place Galfouine befinden sich zwei Moscheen, von denen wir die eine umfuhren. Zahlreiche Tore und Türen führen in das Innere des Gebäudes, für uns war es leider unzugänglich, denn überall hängen Tafeln, auf denen in mehreren Weltsprachen die Ungläubigen bei Androhung schwerer Strafen gewarnt werden, das Gotteshaus zu betreten; und als ein alter, offenbar armer Araber sich eine der Türen

aufmachte und dabei sehen nach uns blickte, so war das für uns wie ein Bild aus 1001 Nacht, wie Ali Baba vor seiner Höhle.

Bis jetzt waren wir Schritt gefahren, damit uns ja nichts von den wunderbaren und zauberhaften Bildern entgehe. Als wir aber durch ein Stadttor, an den Resten einer alten Mauer vorbei, das Gebiet der eigentlichen Stadt verlassen hatten, griffen unsere vortrefflichen Pferde zu einem frischen Trab aus und wir fuhren auf wohlgepflegter, breiter Landstraße fort. Wir befanden uns offenbar in einem Villenviertel, denn zur Linken lagen in lieblichen Gärten, in denen Dromedare Wasser aus Brunnen pumpten, schöne Landhäuser. Das Straßenbild war auch anders geworden; flinke Pferde vor kleinen zweirädrigen Wagen brachten europäisch gekleidete Damen und Herren der Stadt zu; ein Offizier des Bey tummelte in goldstrogendem Rocke seinen feurigen Berberhengst; mit Reisig beladene Esel wurden der Stadt zugetrieben; dort liefen Männer, die auf dem Kopfe Bretter mit Ölfuchsen trugen; da wanderte ein mit Palmzweigen bepackter Neger; hier saßen einige Beduinenweiber mit ihren Kindern, armselige Waren feilbietend. Auf der eintönig graubraunen Ebene reitet eine Gruppe von Spahis und längs der Trümmer der Bogen einer eingestürzten alten Wasserleitung machen eingeborene Zuaben ihre Übungen. Noch ein kurzes Stück geht es auf der schönen Straße weiter und wir befinden uns in einem wohlgepflegten großen Parke, in dessen Mitte ein Lustschloß des Bey, genannt der Bardo, und ein Museum tunesischer Altertümer stehen. Das Schloß ist nicht bewohnt, der Bey verbringt den Sommer in einem nahe gelegenen Landhause. Wenn man, die mit steinernen Löwen geschmückte Treppe hinansteigend, den Vorraum des Schlosses betritt, so um-

fängt einen die ganze Pracht des Morgenlandes mit ihren glänzenden Marmorsäulen, dem vielfarbigen Steinboden und dem elfenbeingelben Gipsstuck, welcher mit einem unerschöpflichen Reichtum von arabischen Ornamenten Wände und Decken schmückt. Blickt man nun noch hinaus in den sonnenbeschienenen Park, wo ein ebenso farbenprächtiger Kiosk steht, so erwartet man jeden Augenblick, daß sich das Thor des Palastes öffnen und in goldstrozendem Gewande und mit kostbaren Waffen behangen die Großen des Reiches heraustreten werden, um uns mit ergebendem Salem-Grüße zum Eintritt in das Haus des Beherrschers der Gläubigen einzuladen. Es kam aber ganz anders. Denn es öffnete sich nur die kleine Thür einer armseligen, dunklen Steinkammer und schlürfenden Pantoffelschrittes kam uns ein alter Mann in halb militärischer Kleidung entgegen, an welcher Fadscheinigkeit und Unreinlichkeit wetteiferten. Er war der Führer durch den einen Teil des Schlosses; er übergab uns dann einem Amtsgenossen, der ebenso reinlich und nett gekleidet war. Dieser zeichnete sich wenigstens durch große Dienstfertigkeit den Damen gegenüber aus, denn als ich einmal als erster einen Saal betreten wollte, zog er mich unwillig beim Ärmel zurück und forderte die Damen mit höflicher Handbewegung auf, sich den Vortritt zu sichern. Die Säle und Zimmer des Bardo sind reich an morgenländischen Teppichen von unglaublicher Größe und Farbenpracht, die Wände sind aus Marmor, mit Gold und Silber bedeckt, überall edelsteingeschmückte Kostbarkeiten und eine große Anzahl von Bildern, meist ganz tüchtig gemalt, welche die Geschichte von Tunis erzählen und die Gesichtszüge aller Herrscher der Erde vorführen; aber auch mancher Gschnas, verschiedene kleine Gegenstände, wie

man sie in Basaren Europas um wenige Kreuzer kaufen kann.

Beim Rückwege fuhren wir an der Kaserne der Leibwache des Bey vorbei, 600 Mann Fußtruppen, Reiterei und Artillerie, die ihm die Franzosen gelassen haben. Es mutet den Europäer ganz eigentümlich an, daß sich die Übungen dieser schwarzen Soldaten unter lautem Geschrei vollziehen, was darauf zurückzuführen ist, daß jeder einzelne das Befehlswort des Unteroffiziers wiederholen muß. In unmittelbarer Nähe befindet sich auch der Richtplatz von Tunis, wo auf einem großen, roh behauenen Felsblock die verurteilten Verbrecher enthauptet werden. An einer Straßenkreuzung fesselte unsere Aufmerksamkeit ein blühender Johannisbrotbaum, der uns mit dem süßen Duft seiner in reicher Fülle niederhängenden gelbgrünen Blüentrauben entzückte. Indem wir uns nun südlich wendeten, fuhren wir längs des Westrandes der Stadt durch ein unfruchtbares, eintöniges Gelände, aus dem sich nur hie und da ein mit armeligem Feigenkaktus beplanzter Hügel erhob. In einer Niederung zur Rechten der nicht besonders guten Straße liegt ein kleines Araberdorf, dessen Mittelpunkt ein niedriges Minaret bildet. In der Nähe der Stadt wird die Straße wieder besser, die Häuser netter, und wir fahren durch ein dichtes Gewühl von Menschen unter einem Tor auf einer von der Pferdebahn benützten breiten Straße. Das französische Krankenhaus in der Mitte eines an Palmen reichen Gartens macht einen freundlichen Eindruck; ein großes, im maurischen Stile aus weißen und schwarzen Steinen aufgeführtes Gebäude wird uns als Gerichtspalast bezeichnet. Hart am Rande eines ausgedehnten, baumreichen Gartens steht ein Häuserblock, auf dessen Rundgang die inneren Räume durch offene Türen münden; in diesem Haus sowie im Garten

sieht man viele junge und alte Männer mit Büchern und Schriften theils sitzen, theils auf und ab gehen: es ist die berühmte mohammedanische Schule von Tunis.

Die Straße steigt nun steil an, und wir halten auf dem höchsten Punkte der Stadt, der Place de la Kasba genannt nach einer Befestigung, einer Zitadelle aus der Zeit Karls V., welche jetzt das französische Besatzungsheer beherbergt. Auf der anderen Seite befindet sich der Dar el Bey, der Palast des Bey. Als wir aussteigen, eilt ein junger Sudanneger auf uns zu, der uns zu unserer größten Überraschung in der besten Berliner Mundart meldet, er sei aus dem Hotel St. George geschickt, um uns den Tag über als Führer zu begleiten. Hier auf dem Hauptplatze von Tunis berlinerisch angeredet zu werden, und noch dazu von den wulstigen Lippen eines Negers, konnte seinen großen Eindruck nicht verfehlen und unter fröhlichem Lachen folgten wir Mohammed, der sich als vortrefflich kundiger Führer bewährte. Er beherrschte außer seiner Muttersprache und allen Weltsprachen auch Russisch und Polnisch, welche Kenntniss er einem langjährigen Aufenthalte in Berlin und Warschau als Diener eines preussischen Adelligen zu verdanken hatte.

Mohammed führte uns zuerst in den Dar el Bey, in das Haus des Herrn von Tunis, der hier allwöchentlich zu Gericht sitzt und Empfänge abhält, umgeben von seinen Ministern, die alle Franzosen sind, mit Ausnahme des Ministerpräsidenten, den er sich aus dem Kreise vornehmer Tunesen wählt. Das Innere des ebenso weitläufigen wie an Winkelgängen reichen Gebäudes ist kaum der Besichtigung wert; großartig ist nur die entzückende Aussicht von den Zinnen dieser Burg: ganz Tunis liegt zu unseren Füßen, die weißen Dächer der Häuser gehen ununter-

brochen ineinander über und bilden eine endlose Fläche, die nur hie und da mit kleinen Gärten durchwoben ist; nach links ein anmutiger Übergang der Häuser in reiche Baumgruppen, in der Ferne das blaue Meer und die grauen Berge von Karthago. Hier sieht man so recht, wie groß Tunis ist; es zählt heute 176.000 Einwohner, davon 100.000 Araber, Mauren und Berber, 50.000 eingeborene Juden und das übrige Europäer, am meisten Italiener und Franzosen, denen sich in der neuesten Zeit auch Deutsche — darunter manche aus Österreich — angeschlossen haben. Bezüglich der Ausbreitung und Kenntniss der deutschen Sprache haben sich im Süden die Verhältnisse ganz gewaltig geändert. Vor zehn Jahren fand man allerdings südlich von Neapel, wenn man es sich angelegen sein ließ, deutsche Bedienstete, so daß man zur Not auch ohne Italienisch oder Englisch fortkommen konnte, man war aber auch in großen Städten gezwungen, sich einer fremden Sprache zu bedienen, wollte man seinen Wünschen gehörigen Ausdruck verleihen. Heute sind die Dampfer, welche den Verkehr in der Umgebung von Neapel vermitteln, in den Händen einer deutschen Gesellschaft — nicht zum Nachtheile der früher recht einfachen Schiffe. Auf allen großen Dampfern der südlichen Linien findet man immer einen oder den anderen deutschsprechenden Bediensteten, in den Gasthöfen aller, auch der kleineren Städte Siziliens Deutsche, in der Regel die sogenannten Geschäftsleiter, nicht nur Schweizer, sondern auch besonders Deutsche aus Österreich. In Tunis beherrscht nahezu vollkommen den Fremdenverkehr eine deutsche Gesellschaft, welche, von höflich entgegenkommenden Männern geführt, den Fremden freundlich an die Hand geht. Bei dieser Gesellschaft war auch unser Mohammed bedienstet. In der Amtsstube

Spaz kann man alles erhalten und erfahren, sei es Geld oder Briefmarken, oder Fahrscheine, oder Jäger, um im Innern des Landes dem Wilde in Afrikas Bergen oder Sumpfniederungen nachzujagen. Wir hatten es diesmal ohne Mühe niemals notwendig, italienisch, englisch oder französisch zu sprechen; wenn wir es taten, so geschah es nur, weil wir nicht selten von den hergebrachten Pfaden der Reisenden abwichen, um auch im Innern des Landes seine Schönheiten aufzusuchen.

Doch die Zeit, welche wir der Aussicht von Tunis widmen konnten, war gemessen, denn Mohammed drängte zur Eile, wollten wir noch das volle Leben in dem Basar mitmachen. Dieser liegt in unmittelbarer Nähe und besteht aus einem um zwei Moscheen gelegenen Gewirre von Gäßchen, Souks geheissen. Zu beiden Seiten dieser befinden sich kleine, niedrige Häuser, in denen die Verkaufsladen und Handwerksstuben untergebracht sind; außerdem nur wenige Lebensmittelhandlungen, viele Barbierstuben und Kaffeehäuser. Da die Gassen gut gepflastert, rein gehalten und mit einer Überdachung, durch deren Lücken sanft gedämpftes Tageslicht eindringt, versehen sind, so empfängt den Besucher angenehme Kühle, welche desto behaglicher wird, da überall wohlthuende Ruhe herrscht: kein Schreien, kein den Reisenden belästigendes Anpreisen der Waren und Rufen. Hier kann man alles kaufen, was das Herz begehrt, vom einfachen Schuh und schmutzlosen Kleide bis zum reichgestickten Pantoffel sowie gold- und edelsteingeschmückten Gewande. Die einzelnen Zünfte sind in besonderen Gassen untergebracht. So sieht man in der einen den Zwirner seine Spule drehen und den Posamentierer aus vielfarbiger Seide bunte Quasten verfertigen. Hier nähen Schneider weiße Flanellröcke und verzieren farbige Tuchwesten

mit Gold- und Silberschnüren. Der Schuhmacher klopft die Abjäge und Sohlen zierlicher Pantoffel. Mit trockenen Disteln kraht ein alter Araber rote Fez, der Drechsler steht hinter seiner Drehbank und verarbeitet niedliche Figuren aus Holz und Elfenbein. Da klingt hell der Hammer des Goldarbeiters und aus offener Ladentür quillt uns der Duft echten Rosenöls und aller Wohlgerüche Arabiens betäubend entgegen. In einer aus mehreren Kaufläden bestehenden kleinen Halle sind Teppiche von wunderbarer morgenländischer Farbenpracht aufgestapelt; dies ist auch das einzige Haus mit einem Stockwerk, worin ein zungenfertiger Franzose Seidenwaren von berückendem Glanz und Schimmer den Damen anpreist. Da er sieht, daß wir nicht abgeneigt sind, uns mit seinen Waren etwas näher zu befassen, schickt er seinen jungen Neger gleich schwarzen Kaffee holen, den er uns in niedlichen Täßchen anbietet. In der Gasse der Lederarbeiter und Sattler liegt mitten in der Pflasterung ein behauener Stein — das Grabmal des Schützers dieser Zunft — den zu berühren uns Mohammed warnt, weil dies für die Gläubigen ein Schimpf wäre. Ich weiß mich nicht zu erinnern, irgendwo auf kleinem Orte eine so große Menge von schönen jungen Männern gesehen zu haben, wie hier in den Werkstätten der Lederarbeiter; in ihren tadellos reinen Gewändern, mit ihren glattrasierten, nur von einem kleinen schwarzen Schnurrbart gezierten Gesichtern und ihren tadellosen Zähnen machen sie einen geradezu malerischen Eindruck, wie sie mit kunstfertigen Händen das feine Leder von Marokko zerschneiden und mit ebenso vornehmen wie zierlichen Seidenstickereien versehen. Die Ruhe und Stille der Souks wird plötzlich durch lautes Lärmen und Schreien unterbrochen, Mohammed teilt uns mit, daß nun die Zeit der Beduinenbörse gekommen sei.

Die Beduinen aus der Umgebung von Tunis kommen in die Souks, um ihre Wolle entweder zu verkaufen oder umzutauschen. Wir ließen uns dies natürlich auch nicht entgehen, und unter dem warnenden Zurufe Mohammeds, wir mögen uns vor Taschendieben in acht nehmen, begaben wir uns in das volle Getümmel des Marktes, das sich an einer erweiterten Kreuzungsstelle mehrerer Gäßchen abspielte. Die Beduinen machen bei weitem keinen so vornehmen Eindruck als die Araber; ihre Weiber dagegen, welche sie mit ihren Kindern an der Hand oder auf dem Rücken begleiten, zeichnen sich durch eine gewisse Anmut der Bewegung aus, welche nicht wenig dadurch gehoben wird, daß ihre blassen Gesichter einen sinnenden, fast traurigen Ausdruck haben. Wir machten nun rasch noch einen Gang durch die hervorragendsten Teile des Basars, doch auch dieser märchenhafte Traum ging zu Ende, wir standen wieder auf der sonnenbeschienenen Place de la Kasba, zum elsässischen Rutscher schwang sich der berlinerisch redende Neger, und in flinkem Laufe eilte unser rasches Gefährte durch die Stadt unserer gastlichen Wohnstätte zu. Auf dem Wege dahin erblickten wir noch manches eigenartige Straßenbild; trotz der vorgerückten Stunde sahen wir noch reges Marktleben, aus großen europäischen Verkaufsladen strömte ununterbrochen eine große Menschenmenge, ein Zeichen der reichen Einfuhr europäischer Erzeugnisse.

Gehoben durch alle Erlebnisse und Bilder der letzten Stunden spürten wir keine Müdigkeit, erfreuten uns aber doch mit einem gewissen Verständnis an der ausgezeichneten Tafel, die für uns im Gasthose bereits gedeckt war, nicht nur mit den gewöhnlichen Gerichten, sondern auch mit auserlesenen Gemüsen und Früchten afrikanischer Erde. Köstlich

erfrischte uns ein Tafelwasser, das in der Umgebung von Tunis dem vulkanischen Boden entquillt.

Nach dem Essen brachen wir zum Nordbahnhofe auf, von wo die Eisenbahn nach Karthago führt. Wir waren mit der Zeitrechnung nicht ganz im klaren, und da die Uhr von Tunis um eine ganze Stunde später zeigt als die mitteleuropäische, so kamen wir zu früh zum Bahnhofe. Merkwürdigerweise gibt es hier, trotz der sonst tadellosen Bahneinrichtungen, keine Wartesäle. Das Bahnhofgitter war gesperrt, so daß wir auf freier Straße in vollem Sonnenschein zu warten uns anschickten. Im Anfange machte es uns viel Vergnügen, das reiche Straßenleben zu betrachten, welches sich desto abwechslungsreicher gestaltete, als alle Häuser in der Nachbarschaft des Bahnhofes von größeren und kleineren Verkaufsladen eingenommen waren, wo Alte und Junge, Weiße und Farbige den Bedarf des Lebens durch Einkauf deckten. Als es uns aber anfang, etwas zu warm zu werden, entdeckten wir in unmittelbarer Nähe große Bäume, welche die kleinen Tischen eines Kaffeehauses beschatteten. Dort ließen wir uns behaglich nieder und tranken einen duftenden schwarzen Kaffee um den Preis von einem Sou. Demselben Vergnügen gaben sich eine erhebliche Anzahl von Männern verschiedenen Alters und Standes hin. Mohammed, den wir zum Bahnhof bestellt hatten, fand uns ganz gut hier im Kaffeehaus, unterstützt von der Spürnase des Naturmenschen, dem aber die Mitteilung einiger arabischer Frauen zu Hilfe gekommen war, die uns, vor dem Bahnhofe wartend, beguckt hatten. Unser braver Führer ging nun voran, um uns Eintritt auf den Bahnsteig zu verschaffen, und während er damit beschäftigt war, genossen wir mit voller Aufmerksamkeit das überraschende und eigenartige Schauspiel eines arabischen Reichenbegännisses. Es war die Reihe

eines Mannes, welche, wie eine Mumie in dünne Bastmatten gehüllt, auf einer Tragbahre lag, die auf den Schultern von sechs jungen Arabern ruhte. Hinter dem Leichnam trippelte, rannte und lief, in eine dichte Staubwolke gehüllt, wirr durcheinander eine Menge von Arabern; vornehmlich alte Leute, alle schreiend und singend, aber kein Klagelied, sondern eine ganz lustig klingende Marschweise.

Als wir den freien und lustigen Bahnsteig betraten — der Torwart wies ein ihm von mir gereichtes Trinkgeld mit einer gewissen Enttäuschung zurück — saß bereits eine Gesellschaft von Frauen auf einer der großen und bequemen Bänke. Mohammed sagte uns, daß es vornehme Frauen aus Tunis seien, welche nun in die benachbarten Villen-Orte fahren. Sie waren in schwere, weißseidene Gewänder gekleidet; man hätte aber nicht gerade behaupten können, daß diese die Formen ihrer fetten Körper allzustark verhüllt hätten. Die Fingernägel hatten sie mit Henna rot gefärbt; die schwarz gemalten Augenbrauen und Wimpern konnte man in ihrer vollen „Natürlichkeit“ sehen, weil die schwarzen Schleier nur lose übergeworfen waren. Man konnte es uns gewiß nicht übelnehmen, daß wir die Gelegenheit benützten, ein solches Schauspiel in der Nähe zu genießen, was aber offenbar nicht den Beifall der Männer fand, von denen einer die ganze Gesellschaft, nachdem sie sich sorgfältig verschleiert hatte, in einen entlegenen Winkel des Bahnsteiges führte. Mittlerweile war ein Zug aus der Gegend von Karthago angekommen. Da gab es genug absonderliche Volksgestalten zu sehen. Nun ertönte auch das Zeichen zur Abfahrt unseres Zuges, den wir rasch bestiegen, was hier in Afrika ohneklettern über hohe Stufen möglich ist, weil der Bahnsteig sich in gleicher Höhe mit dem Boden der Eisenbahnwagen befindet.

Diese sind sehr nett ausgestattet, bequeme Sitze im Innern, an der einen Außenseite ein breiter Gang, so daß man die ganze Fahrt im Freien zubringen kann. In unserem Abteil nahmen zwei junge Damen Platz, die, als sie uns deutsch sprechen hörten, uns anredeten. Es bedurfte nicht erst ihrer Mitteilung, daß sie aus Württemberg seien, denn ihre Mundart konnte die Verwandtschaft mit „Barfüßele“ nicht verleugnen. Allem Anscheine nach in den besten Verhältnissen schon mehrere Jahre in Tunis lebend, sprach aus wenigen Bemerkungen doch ihre Sehnsucht nach der deutschen Heimat.

Mohammed war ein aufmerksamer Führer, er wies uns alles, was sehenswert war: hier ein umfassender Rückblick auf die Stadt, dort die reiche Villa des englischen Konsuls; hier ein arabischer Kirchhof mit seinen flachen Grabsteinen, dort eine aufgelassene jüdische Begräbnisstätte, auf den teils noch aufrecht stehenden, teils schon umgestürzten Steinplatten eine Unmasse von Scherben und Steinchen als Zeichen des Besuches frommer Glaubensgenossen. Dann geht die Fahrt durch unbebautes Gelände, dessen Eintönigkeit nur durch kleine Strecken Sumpfniederungen und durch zahlreiche Schwärme von Sumpfvögeln unterbrochen wird. Mehrere kleine Haltestellen werden, kaum angefahren, auch gleich wieder verlassen. Unser Ziel heißt La Marsa, wo wir aussteigen und eine zweispännige, etwas wackelige Kutsche mieten, die uns unter schwerfälligem Gerumpel Karthago zuführen soll. Zuerst machen wir bei den Zisternen des alten Karthago Halt, in deren großen Höhlungen und Wölbungen jetzt Menschen und Tiere ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, so daß der heutige Zustand sich wohl in grellem Gegensatz zu dem vergangener Zeiten befindet. Als wir wieder einsteigen wollten, fuhr ein feicher Diaker mit drei ebenso flott aus-

sehenden, festgeschmückten jungen Herren vorüber, denen in einiger Entfernung eine große Kutsche mit rotseidenen Vorhängen folgte. Es waren die drei Söhne des Bey, darunter der Kronprinz, gefolgt von seinem Harem. Nach einer großen Straßenbiegung winkt von der Höhe die weißglänzende Kathedrale von Karthago, welche unter dem Schutze des Kardinals Labigerie aus Geldbeiträgen sämtlicher Glaubensbekenntnisse Nordafrikas aufgeführt wurde. Daneben liegt in einem mauerumschlossenen Parke einsam ein Kloster, in dem sich die Geistlichen der ganzen Welt Stelldichein geben. Sein Dach behütet auch eine reiche Menge punischer und römischer Altertümer, die aber gerade an diesem Tage nicht zugänglich waren. In unmittelbarer Nähe befindet sich das Gelände, auf dem das alte Karthago stand. Pustend und stinkend fuhr ein großer Kraftwagen an uns vorüber, als wir die durch geschichtliche Erinnerung erhabene, geweihte Trümmerstätte betraten. Es gehört aber auch die ganze Begeisterung einer erinnerungsreichen Seele dazu, um hier sich einer gewissen Enttäuschung erwehren zu können; ein großer Plan, eine öde Trümmerstätte, nur hie und da wild und unruhig durcheinander geworfene Reste von Mauern und Säulen. Nichts mahnt mehr daran, daß hier ein großes, hoch entwickeltes Volk seine Heimstätte fand, ein Volk, welches imstande war, dem mächtigen Rom nicht nur Troß zu bieten, sondern es auch zu beherrschen, um dann allzubald ein todtrauriges Ende zu finden. Glücklicherweise ist hier die ganze Natur so leuchtend und glänzend, daß trübe Gedanken gar nicht aufkommen können: zur Linken auf mächtiger, breiter Bergeskuppe das Araberdorf Sidi Bou Said, zu seinen Füßen die Badeanstalten der vornehmen Welt von Tunis, vor uns der heute noch sicheren Schutz gebende Hafen von Karthago, in der Ferne

die schimmernde Fläche von El Bahira, dem See von Tunis. — Wir besuchten nun noch eine Ausgrabung aus der jüngsten Zeit: ein umfangreiches griechisches Theater, dessen Sitzreihen sich in einem weiten Bogen an einen Bergesabhang anlehnen. Große Säulen aus grünem Marmor mit glänzend weißen korinthischen Kapitälern können uns nur eine geringe Vorstellung von der Pracht der damaligen Zeit geben, welche es so großartig verstanden hat, alles in das Gewand unbefiegbarer Schönheit zu kleiden. — Von hier aus fuhren wir dem Bahnhofe von Karthago entgegen, zwischen niedrigen Hügeln auf tief eingeschnittener Straße, zwischen Olivenhainen, Weizenanpflanzungen und Weingärten. In einem der letzteren fiel uns ein nettes Haus auf, gebaut nach der Art der Winzerhäuser in deutschen Weingegenden. Im Schatten des vorspringenden Daches saßen eine alte Dame und ein junges Mädchen, beide mit Handarbeit beschäftigt, gewiß Deutsche, die hier ihre Wohnstätte gefunden hatten. Als wir zum Bahnhof Karthago kamen, führte uns Mohammed noch zu einem feinen Amphitheater in unmittelbarer Nähe, offenbar aus römischer Zeit, in dem sich Tierhegen und dergleichen abgespielt hatten. Ein Altar und ein großes Kreuz mit Inschrift belehren uns, daß zur Erinnerung an zwei Märtyrer frühchristlicher Zeit hier Gottesdienste abgehalten werden.

Das Haus der Eisenbahnhaltestelle Karthago liegt in offenem Felde, die Mauern der benachbarten Grundstücke reichen scheidend bis hart an das Gebiet des Bahnsteiges. Als wir auf diesem, die Ankunft des Zuges erwartend, auf und ab schritten, schwang sich auf einmal ein bildhübscher Araberknabe von vielleicht zwölf Jahren auf die Mauer und rief uns einige arabische Worte zu. Als wir näher traten, wies er uns einige schöne Münzen, wie uns Mo-

ammed dann erklärte, nicht zum Verkaufe anbietend, sondern um sie ihrer Schönheit wegen uns mit einem gewissen Stolge zu zeigen. Übrigens war auch das ganze Aussehen des Anaben, seine gute Kleidung und sein gewandtes Benehmen ein Zeichen, daß er keineswegs der auch hier vielvertretenen Gilde der Straßenjungen angehörte. Wir versuchten vergebens, uns mit ihm in einer Weltsprache zu unterhalten, er antwortete uns immer in dem uns unverständlichen Arabisch und blickte uns dabei recht spitzbübisch an. Daß er ein wirklicher Schelm war, bewies der letzte Augenblick unseres Zusammenseins, denn als der Zug einfuhr, da schwang unser Junge seinen Turban, und im Weingarten seines Vaters davonlaufend, rief er uns laut zu: „Heil Germania, Deutschland, Deutschland über alles!“

Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten das fruchtbare, ebene Gelände, durch welches uns der Zug Tunis zuführte. Rasch brach die Dämmerung herein und tauchte die ganze Landschaft in eigentümliches graublaues Licht. Raubvögel in ungeheurer Anzahl flogen hoch und nieder, Beduinen schlugen ihre Zelte auf, um nach der Wanderung des Tages die Abendruhe zu genießen, und als wir die Straßen von Tunis mit unserem elsässischen Kutscher in raschem Trabe durchfuhren, brannten in den großen Verkaufsladen schon die elektrischen Lampen. Wir erreichten gerade noch im letzten Schimmer der Dämmerung das Hotel St. George, nahmen herzlichen Abschied von unseren zuvorkommenden Gastfreunden und unserem braven Führer Mohammed, und dann ging es durch die plötzlich eingebrochene tiefe Dunkelheit in rasendem Trabe zum Hafen, wo wir im „Elettrico“ wieder unsere Kabinen bereit fanden. In vorgeschrittener Abendstunde grüßten uns

noch die Lampen von Goletta und dann umfing uns wohlthuende, erquickende Ruhe.

Am anderen Tage kam uns der vergangene wie ein Traum vor. In Trapani kurzer Aufenthalt, dann wieder die Nordküste Siziliens in der glanzvollen Beleuchtung der Mittagssonne, und fröhliche Ankunft in Palermo. Von hier aus besuchten wir nicht nur die verschiedenen hervorragenden Städte der Insel, wie Girgenti, Syrakus, Catania, Taormina und Messina, sondern machten auch manchen Ausflug, der uns so recht die unbeschreibliche Schönheit dieses natur- und kunstbegrudeten Landes zeigte. Ein gut ausgestatteter Dampfer, „Marco Polo“, brachte uns von Messina nach Neapel; die Fahrt ist dadurch ausgezeichnet, daß man das letzte Stück Weges in der Nähe der Westküste Italiens fährt und dann erst zwischen der Landzunge von Sorrent und Capri in den Busen von Neapel hineinlenkt, so daß man alle die vielgepriesenen Orte vom Meer aus in entsprechender Nähe bewundern kann. Nach so hervorragenden naturschönen Eindrücken versagte diesmal beinahe die sonst mit hoher Freude begrüßte Eisenbahnfahrt von Neapel nach Rom durch fruchtbare Gefilde und abwechslungsreiche Berglandschaft.

Nach einem Tage hohen Genusses in Rom fuhren wir quer durch die Halbinsel nach Ancona, wo wir nach kurzer Reisezeit willkommenen Anschluß an einen Dampfer fanden, der in neun Stunden Fiume erreicht, so daß wir hier gerade noch zu rechter Zeit ankamen, um den Gilzug nach Saibach benützen zu können.

NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIZNICA



00000442457



